

Werth und Bedeutung
des
Studiums der Kirchengeschichte.

Rede
beim Antritte des Rektorats
der
Ludwig-Maximilians-Universität
gehalten
am 25. November 1893
von
Dr. Alois Knöpfler.

München 1893.

Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Königliche Hoheiten! ¹⁾

Hochansehnliche Versammlung!

Die stets heilig gehaltene Anordnung des durchlauchtigsten Stifters unserer Alma Mater weist mir als Rektor die Aufgabe zu, heute am Tage der hl. Katharina, das neue Studienjahr vor festlich versammelter Universität in feierlicher Ansprache zu inauguriren. Hiebei kann es mir, dem Vertreter der kirchengeschichtlichen Disciplin, nicht schwer fallen, ein Thema zu finden. Schwieriger könnte eine passende Auswahl aus dem zur Verfügung stehenden reichen Stoffe scheinen: ist ja doch die Thätigkeit der Kirche Christi, in Gott und Welt verschlungen, da wo sie frei sich entfalten konnte, eine so umfassende und mannigfaltige, daß kaum irgend ein Gebiet menschlichen Daseins von ihrem Einfluß unberührt geblieben wäre.

Das Gebiet vor allem, das uns hier am meisten interessirt, das Gebiet geistigen Ringens und Schaffens, bildet einen der wichtigsten und ich darf wohl sagen, der schönsten Abschnitte in der kirchlichen Geschichte. Von Anfang an fand die Wissenschaft in christlichen Kreisen, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen sorgliche Pflege. Je mehr die heidnischen Heimstätten der Muses zerfielen und verödeten, desto bereitwilligere Aufnahme

¹⁾ Der Feier wohnten an Ihre Kgl. Hoheiten die Prinzen Karl und Franz von Bayern.

finden letztere in kirchlichen Räumen. Die eigentlichen Emporien wissenschaftlichen Lebens aber, die Universitäten, sind mitten aus kirchlichem Leben und Wirken hervorgegangen und unter dem andauernden Schutze der Kirche und ihrer thatkräftigen Förderung groß, stark und blühend geworden. All die verschiedenen Wissenszweige, die einstens und noch heute auf diesen Centren geistigen Schaffens gepflegt wurden und noch werden, haben durch die Kirche thatkräftigen Schutz und nicht selten erspriessliche Förderung gefunden. Man braucht gerade nicht, wie dies neuestens angedeutet wurde*), in den vier Evangelisten Vertreter der vier alten Fakultäten zu erblicken, sofern unter jenen neben einem Theologen und Juristen (Johannes und Matthäus) auch ein Philologe und Mediciner (Markus und Lukas) sich finden, um doch heraus nahe Beziehungen der Kirche zu den vier alten Fakultäten herauszufinden. Bei Theologie und Philosophie ist dieß selbstverständlich, auch zu bekannt, um erst eines Nachweises zu bedürfen. Aber auch die Jurisprudenz ist seit dem Tage, da Christus vor dem Tribunal des römischen Landpflegers gestanden bis herab in unsere Zeit in vielfache Berührung mit dem Leben und den Geschicken der Kirche getreten. Ich denke hiebei nicht etwa an die criminellen und civilrechtlichen Ein- und Auschreitungen im Laufe der Jahrhunderte, sondern an den Einfluß, den christlicher Geist und kirchliches Recht auf Entwicklung und Fortbildung der Rechtsanschauungen und Rechtsinstitute der einzelnen Völker ausgeübt, wovon die verschiedenen Rechtssammlungen sprechende Zeugnisse enthalten. So heterogen die Wissensgebiete der Medicin und Theologie auch scheinen mögen, so sind ihre gegenseitigen Beziehungen doch tiefergehend, als man sich dessen regelmäßig bewußt ist.

*) Harnack, Medicinisches aus der alten Kirchengesch. Leipz. 1892, S. 3.

Eine eingehende historische Erörterung dieser Frage würde den unwiderleglichen Beweis erbringen, daß die Kunst der Ärzte in der Kirche stets eine treue Helferin gefunden. Es ist gewiß nicht Zufall, sondern ein Beweis der nahen Verwandtschaft von *curare corpora* und *curare animas*, wenn uns die älteste Kirchengeschichte *) verschiedentlich von christlichen Priestern und Bischöfen berichtet, die zugleich als *medici praestantissimi* und *peritissimi in curandis corporibus* gepriesen werden. Man muß die ergreifenden Berichte lesen**) über das Verhalten der ersten Christen während der entsetzlichen Pest, die um die Mitte des dritten christlichen Jahrhunderts das römische Reich entvölkerte, um verstehen zu können, welch heiliges Liebesfeuer zu Kranken und Sterbenden das Christenthum in seinen Bekennern entzündete. Und dieses Feuer hat fortgelodert durch alle christlichen Jahrhunderte und glüht heute noch in ungeschwächter Kraft. Um freilich die Bedeutung christlichen Lebens für Wirken und Förderung der medicinischen Wissenschaft in ihrem vollen Umfang würdigen zu können, müßte man zugleich auf jene Völker exemplificiren, die außerhalb des Bannkreises christlicher Cultur stehen, wie z. B. jene der islamitischen Welt.

Auch die neueren Fakultäten: Staatswissenschaft und Staatswirthschaft stehen mit der Kirche und ihrer Geschichte in vielfacher Berührung. Jahrhunderte hindurch waren die hervorragendsten Staatsmänner und treuesten Berather der Könige kirchliche Würdenträger. Kirchenfürsten waren die geborenen Kanzler des deutschen Reiches und sogar ein Papst (Victor II.) leitete 10 Monate hindurch als Reichsverweser die Geschicke dieses mächtigen

*) Euseb. H. E. VII, 32. VIII, 13, Hieron. De vir. illust. 89.

**) Euseb. l. c. VII, 22. Cyprian. De Mortalitate.

Staates und nicht zu dessen Nachtheil. Wie treu die Kirche dem Auftrag des Heilandes: *pauperes evangelizantur*, stetsfort nachgekommen, davon gibt jedes Blatt der Kirchengeschichte beredtes Zeugnis. Von den ersten Armenpflegern, den durch die Apostel eingesetzten sieben Diaconen an, ist die Kirche stetsfort dem Leben des Volkes in allen seinen Schichten nahegestanden. Industrie und Kunst, Land- und Forstwirthschaft haben ihre ersten, begabtesten und eifrigsten Vertreter in kirchlichen Kreisen gefunden.

So ansprechend es wäre, die Stellung der Kirche zu den Universitäten, wie zu den einzelnen auf ihnen vertretenen Wissenszweigen in ihrem geschichtlichen Verlaufe eingehender zu verfolgen, so möchte ich mich doch hier auf das eigenste Gebiet der Kirchengeschichte beschränken. Wenn ich versuche, Werth und Bedeutung des Studiums der Kirchengeschichte vor dieser illustren Versammlung darzuthun, so mag die nachfolgende Ausführung selbst die Begründung hiefür bieten.

* * *

Vor einigen Jahren erklärte der damalige Rector der protestantischen Kirchengeschichtsforscher Deutschlands: „Wir gehen einer Zeit entgegen, in der man die Kirchengeschichte zur allgemeinen höheren Bildung rechnen wird.“ Aus welchen Anzeichen Prof. Hase († 3. Jan. 1890) und zwar in solcher Allgemeinheit diese Prognose machen zu dürfen glaubte, entzieht sich meiner Kenntnis. Thatsache ist, daß, so wünschenswerth die Erfüllung derselben auch wäre, heute weit mehr Gründe dagegen, als dafür sprechen. In Wirklichkeit ist die Kirchengeschichte heute von den einen mißkannt, von den andern mißhandelt, die Zahl jener aber, die ihre wahre Bedeutung zu schätzen wissen, dürfte eine nicht allzugroße sein. Welche Werthschätzung die Kirchengeschichte z. B.

im heutigen Frankreich genießt, mag die Thatsache illustrieren, daß sie nur an einer einzigen Hochschule (Paris) docirt wird. Was für eine Behandlung ihr aber in den verschiedenen Seminarien zu Theil wird, darüber kann jeder am besten selbst urtheilen, falls er mit einem der ca 40 000 französischen Geistlichen auch nur eine Viertelstunde über ein specifisch kirchengeschichtliches Thema sich unterhalten will. Nicht viel anders steht es in Italien und Spanien, etwas besser in England. Nur in Deutschland ist Kirchengeschichte auf sämtlichen Universitäten Lehrgegenstand. Da sie aber auch hier nicht selten mit widrigem Winde zu segeln hat, mag es nicht unpassend sein, gerade an dieser Stätte, wenn auch nur im Umriß, die Bedeutung dieses Studiums darzuthun.

Geschichte und geschichtliche Studien gelten so ziemlich unbestritten als Zeichen menschlicher Cultur, und Historiker wie Herodot, Thukydides, Polybius, Tacitus u. a. wurden stets als Repräsentanten derselben hochgehalten. Das letzte und wichtigste Problem aller Geschichte, das ethische, finden wir freilich bei ihnen nicht gelöst, doch schwebte es ihrem Geiste in dunkler Ahnung wenigstens vor. Keimartig ist dasselbe schon ausgesprochen in dem vielgebrauchten Sage: *Historia magistra vitae*. Wozu dieses Völkergewirr? Ist eine Fortentwicklung der Menschheit zu erkennen? Wenn ja, worin besteht sie und was sind deren Faktoren? Oder ist am Ende alles nur blinder Zufall, ein gräßliches Spiel, das vor unseren bethörten Sinnen vorüberjagt? Diese Fragen, vom geistreichen Montesquieu angeregt, fanden im Ablauf eines Jahrhunderts verschiedene, niemals aber eine befriedigende Lösung. Es ist interessant, die verschiedenen Definitionen von Cultur kennen zu lernen, wie sie der Reihe nach von Herder, Kant, Hegel, Schelling, Comte, Buckle u. a. aufgestellt wurden. Obwohl

von diametral verschiedenen Anschauungen, der idealphilosophischen und der realmechanischen ausgehend, kommen sie schließlich doch alle beim gleichen Resultate an: der Leugnung des eigentlich ethischen Momentes. Am schroffsten findet diese Leugnung ihren Ausdruck bei Dubois-Reymond. Nach ihm wäre „die Naturwissenschaft das absolute Organ der Cultur und die Geschichte der Naturwissenschaft somit die eigentliche Geschichte der Menschheit.“ Damit fiel nun freilich die ganze Welt des individuellen Lebens in sich selbst zusammen und die Geschichte vor allem hätte jedes Substrat verloren. Letztere wäre nach Dubois-Reymond auch nichts anderes, als ein trübes Durcheinanderwogen von Ehrgeiz, Habsucht und Sinnlichkeit; von Gewalt, Verrath und Rache; von Trug, Aberglauben und Heuchelei. Solche Geschichtsauffassung ist nun allerdings ein überaus gefährlicher Feind für die Geschichtswissenschaft selbst und wir begreifen es wohl, wenn letztere sich solchen Feindes mit aller Macht zu erwehren sucht. Hauptursache solch bedenklicher Irrfahrten aber ist unbestreitbar die vollständige und oft wohl geflüsterte Mißachtung der Kirchengeschichte. Diese gerade ist der eigentliche Träger des religiösen und damit eben des ethischen Momentes in der Geschichte. Wenn nach Hegel die Cultur der Menschheit nichts anderes sein soll, als „der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit“, so wäre vor allem daran zu erinnern, daß vor und außerhalb des Christenthums ethische Freiheit eben nicht zu finden ist, was übrigens Hegel selbst zugestanden hat. Wenn er jedoch glaubt, daß erst die germanischen Nationen im Christenthum zu dem Bewußtsein gekommen seien, „daß der Mensch frei sei, daß die Freiheit des Geistes seine eigenste Natur ausmache“, so macht er sich damit eben einer schweren Verfündigung an der Kirchengeschichte schuldig. Jeder Kenner der letzteren weiß, welch langen und heißen Kampf die Kirche für die ethische

Freiheit des Menschen gekämpft von den ersten apostolischen Zeiten, angefangen von der judaisitischen Gnosis durch alle Jahrhunderte bis herein in unsere Tage. Die centrale Stellung des Christenthums für Cultur und Geschichte der Völker ergibt sich übrigens erst aus einer vergleichenden Betrachtung der Zustände in der außerchristlichen, der buddhistischen, brahmanischen und islamitischen Welt. Hier zeigt sich in voller Evidenz die Richtigkeit des Satzes, den der größte Kenner der Kirchengeschichte nicht nur, sondern auch der Völkergeschichte aufgestellt hat. „Es gibt nur eine Art der Civilisation“, sagt Döllinger*), „jene, die ein Erzeugniß des christlichen Geistes ist. Nur jene Völker besitzen die echte Civilisation, die durch die Schule der christlichen Kirche hindurchgegangen sind und fort und fort in dieser Schule lernen.“ Es ist dies übrigens nur eine Umschreibung jenes geistvollen Gedankens, den der unbekannte Verfasser des herrlichen Briefes an Diognet**) schon vor 16 Jahrhunderten ausgesprochen, wenn er sagt: „Was im Körper die Seele, das sind in der Welt die Christen“. Ist dem aber so, so mag die Kirche und ihre Geschichte immerhin unbeachtet bleiben, straflos wird dies sicher ebensowenig geschehen, als einseitige Pflege des Körpers unter Vernachlässigung des Geistes.

Allbekannt ist die Thatjache, daß Ansichten und Urtheile über Personen, Ereignisse und Institutionen sich stets nach den Kenntnissen richten, die man hierüber hat und daß sich diese Anschauungen wieder modificiren, je nachdem die Kenntnisse sich ändern, erweitern oder vertiefen. Was ganz im Allgemeinen Geltung hat, wird auch betreffs der Kirche und ihrer

*) Ueber die Wiedervereinigung d. christl. Kirchen. Nordf. 1888. S. 20.

**) Ep. ad. Diogn. ep. 6.

Geschichte zutreffend sein. Gründet die Kenntnis hievon nur auf oberflächlichen Wahrnehmungen des Alltagslebens, auf religiösen Äußerungen, wie sie Christus selbst als verwerflich geschildert *), auf kleinlichen, aber um so animoseren Parteistreitigkeiten, auf einseitigen Schilderungen einzelner Vorkommnisse, direkt unwahrer Darstellungen gar nicht zu gedenken, kurz auf Lebensäußerungen, wo der menschliche Faktor stark, ja fast verlegend in den Vordergrund tritt, so wird Ansicht und Urtheil hierüber nicht eben günstig sich gestalten. Was man nicht oder nicht richtig kennt, kann man auch nicht schätzen. Oder wenn einzelne Glaubenssätze abstrakt und unvermittelt schlechthinige Annahme heischend dem kritischen Geist entgegentreten, so mag dieser immerhin etwas herb über den Dogmatismus der Kirche absprechen.

Anders werden sich die Ansichten wohl gestalten auf Grund genauer Einsicht in den historischen Entwicklungsgang. Ein Reich, dem an Ausdehnung und Zeitdauer keines der größten und mächtigsten Weltreiche gleichkommt, das unter außergewöhnlichen Verhältnissen in diese Welt getreten und unter ungewöhnlichen Schwierigkeiten gegen mächtige Feinde wehrlos den Kampf geführt und denselben durch die innere Kraft der Wahrheit siegreich bestanden, solch ein Reich verdient vom rein menschlichen Standpunkt aus Beachtung, vielleicht sogar Bewunderung. Noch mehr: an der Wiege dieses Reiches hat ein gelehrter Israelite das denkwürdige Urtheil gefällt: „Wenn es Menschenwerk ist, wird es zerfallen, ist es aber aus Gott, so könnet ihr es nicht zerstören.“ **) Fast zweitausend sturmbewegte Jahre

*) Matth. VI, 5 u. XXIII, 5 ff.

**) Act. V, 38, 39.

sind nun über diesen Urtheilsspruch dahingegangen und wer heute den festgefügtten Bau betrachtet, mag entscheiden, welcher Theil obiger Alternative der richtige sein könnte. Wenn weiterhin die geschichtliche Entwicklung darthut, daß die einzelnen Glaubenssätze keineswegs individuelle Willkürlichkeiten, sondern das Resultat langer, eingehender und mühevoller Geistesarbeit, daß sie nur die logischen Consequenzen aus göttlich gegebenen Prämissen sind, daß sich der theologische Glaubensinhalt, ähnlich anderen Wissenszweigen, im Fortschritt der Erkenntniß immer klarer entwickelte und immer bestimmter ausgestaltete, so werden diese Glaubenssätze wohl auch wissenschaftlich in anderem Lichte erscheinen. Daß durch sie der Fortschritt menschlichen Forschens und Wissens gehemmt werden müßte, wird man ebensowenig zugeben dürfen, als wenn behauptet werden wollte, durch die Gesetze, wie sie ein Archimedes, Kopernikus, Kepler, Galilei, Newton u. a. gefunden, wäre die Physik und Astronomie in ihrer freien Bewegung gehemmt.

Was aber die letzte entscheidende Auktorität anlangt, auf welche die Kirche zurückzugehen hat, nämlich Gott, so steht, wie ich glaube, die Theologie mit den andern Fakultäten hier auf gleichem Boden. Um als Theologe nicht als Parteimann zu erscheinen, sei es mir gestattet zum Erweise dessen die Worte eines Nichttheologen zu gebrauchen, wie sie vor gerade 17 Jahren an dieser selben Stelle gesprochen wurden. „Auch die Philosophen und Naturforscher“, sagte damals der † Professor v. Brinz*), „können nicht übersehen, daß der Gottesglaube dem Menschen wie die Sprache und das Recht angeboren, und mehr mit Kunst abgestreift als mit Beweisen begründet werden muß, daß es kein würdigeres und für die Wissenschaft be-

*) Über Universalität. Rektoratsrede von Alois v. Brinz. 1876. S. 15.

deutungsvolleres Object gibt, als gerade ihn, daß das Vertrauen auf die eigenen Sinne und den bloßen Verstand auch ein Glaube ist und somit keine Facultät voraussetzungslos, keine autoritätslos arbeitet, daß die Bervollkommnung der Mikroscope und der Scheidekunst zwar stets Neues, nie aber das Letzte zeigt, und so selbst von ihrem Standpunkt aus noch Raum bleibt für die Möglichkeit, daß nicht das Unbewußte der Schöpfer des Bewußten, nicht die Materie Quelle der Idee sei“.

Von weittragender Bedeutung für das Leben der Völker kann eine genauere und eingehendere Kenntniß des innerkirchlichen Lebens werden, all jener Gebiete vornämlich, die am meisten controvers sind, über welche die Ansichten und Urtheile am schärfsten divergieren, auf denen die Erörterungen am animösesten geführt zu werden pflegen. Hierher gehören Gegenstände wie Ordenswesen, Papstthum, Verhältniß von Staat und Kirche, vor allem aber die verschiedenen confessionellen Differenzen. Diese Gebiete zählen zu den schwierigsten und empfindlichsten der Kirchengeschichte; sie vertragen am wenigsten menschliche Leidenschaft, obwohl gerade diese auf ihnen sich besonders breit zu machen pflegt. Soll Nutzen und nicht noch mehr Schaden gestiftet werden, so bedürfen diese Gegenstände in besonderer Weise einer ruhigen, objektiven und streng wahrheitsgemäßen Behandlung.

Es braucht nicht in Abrede gestellt zu werden, daß auf dem Gebiete des Ordenswesens im Laufe der Jahrhunderte verschiedene und sogar schwere Ausartungen sich zeigten. Dieselben sind auch nicht straflos geblieben und geben uns die lehrreiche Mahnung, daß selbst der edelsten Institution das Bleigewicht irdischer Unvollkommenheit noch anhängt. Das Princip der Institution jedoch kann dadurch keine Alteration erleiden, schon nach dem einfachen Rechtsatz *abusus non tollit usum*. Es wäre zu kaufmännisch

gerechnet, wollte man bei Beurtheilung des Ordenswesens einzig auf Nutzen und Vortheile hinweisen, die durch dasselbe auf allen Gebieten der Cultur schon geschaffen worden: in Wissenschaft und Erziehung, in Armen- und Krankenpflege, in Land- und Forstwirthschaft, sowie auf allen Gebieten der Industrie. All das könnte nur als Gegenrechnung gegen etwaige Schäden und Ausartungen in Anrechnung kommen. Die Berechtigung der Institution aber darf nicht auf bloß zufälligen Erscheinungen, sie muß tiefer gründen. Herder langte in seinen philosophischen Betrachtungen bei dem Satze an: Alle menschliche Fortentwicklung beruhe auf zwei Richtungen des menschlichen Geistes, auf der Bethätigung des Wohlwollens gegen sich und andere. Wenn nun das Christenthum diesem Zug des menschlichen Herzens in höherer und veredelter Gestalt Rechnung trägt, so muß solche im innersten Wesen des Menschen gründende Institution auch ihre äußere Berechtigung haben.

Wer das Papstthum auf seinem historischen Entwicklungsgang verfolgt, wird von ihm eine andere Anschauung bekommen, als jener, der dasselbe aus den hyperdevoten Theorien eines Augustinus Triumphus, Torquemada u. a., sowie deren älteren und neueren Nachtretern kennen lernt. Im Lichte der Geschichte glättet sich manche Schroffheit der einseitig theoretischen Darstellung. So zeigt sich z. B. die leicht als Herrschsucht erscheinende einstige päpstliche Oberlehensherrlichkeit über die abendländischen Könige geschichtlich als von diesen selbst angebotene Unterwerfung unter den apostolischen Stuhl, einzig zum Zwecke eigenen Schutzes gegen innere und äußere Feinde. Erfährt man dann noch, daß der Papst nicht selten der einzige muthige und thatkräftige Beschützer wehrlos Unterdrückter, der einzige unbeugsame Gegner jeder Herrscherwillkür, und daß die Träger dieser Gewalt mit geringen Ausnahmen große und verehrungswürdige Männer

waren, so dürfte manches Vorurtheil schwinden, ja die Abneigung könnte sich fast in Ehrfurcht wandeln. Wahr bleibt unbestreitbar: die besten Vertheidiger des Papstthums sind nicht die einseitigen und hyperdevoten Theoretiker, sondern die aufrichtigen und wahrheitsgetreuen Darsteller seiner Geschichte.

Eine Frage von größter Tragweite, an der Jahrhunderte gekrank, die Leides viel geschaffen und heute noch die Geister in Spannung hält, ist die Frage über das Verhältniß von Kirche und Staat. Nicht als ob ich mich vermessen wollte, diese Cardinalfrage zu lösen oder auch nur wesentlich neue Punkte hiefür beizubringen; klärende Strahlen könnten aber von einer objectiv geschichtlichen Betrachtung doch wohl auf sie fallen. Die Geschichte zeigt uns, daß das Christenthum innerhalb eines völlig ausgebildeten Staatswesens in die Welt getreten und dieses Moment dürfte nicht zufällig sein. Andererseits trat auch die Kirche sozusagen wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus, mit ihrer ganzen Ausrüstung in voller Jugendkraft aus den Banden des heidnischen Staates diesem ebenbürtig zur Seite. So mußten sich beide Gewalten auf Grund ihrer Verfassung mit einander zu verständigen suchen und wir finden dieses gegenseitige Verhältniß im Beginne in richtiger, fast möchte man sagen, idealer Gestalt: gegenseitige Achtung und wechselseitiges Wohlwollen, ohne mißtrauische Abgrenzung der beiden Gebiete. Beide Theile zeigen das Bewußtsein einer gegenseitigen Interessengemeinschaft, die jede absichtliche Schädigung des andern Theiles von selbst ausschließt. Durch eine Reihe wohlwollender Gesetze schuf Constantin der Kirche freie Bahn, gab ihr das, was sie durch den beredten Mund so vieler Apologeten stets gefordert: gleiches Licht und gleiche Luft mit dem heidnischen Göttercult. Wäre der Kaiser hiebei stehen geblieben, die

geschichtliche Entwicklung hätte wohl andere Bahnen eingeschlagen; allein in Bälde ließ er sich durch die äußeren Verhältnisse zu aggressivem Vorgehen gegen das Heidenthum bestimmen. Diese Aenderung der kaiserlichen Politik hatte schwerwiegende Folgen. Noch war kaum ein Decennium abgelaufen, seitdem die Kirche vom Staate den Freiheitsbrief ausgehändigt erhalten und schon trat innerhalb derselben ein Abfall von erstaunlicher Ausdehnung ein, und zwar ein Abfall vom innersten Wesen des Christusblaubens, für den die Kirche 3 Jahrhunderte hindurch so standhaft geblutet. Diese gewiß räthselhafte Erscheinung löst sich dem Kenner der Geschichte unschwer. Das gewaltthätige Vorgehen Constantins hatte die Heiden in Masse aber ohne Überzeugung in das Christenthum hineingedrängt, dem sie nun wohl äußerlich zugehörten, innerlich ihm aber völlig ferne standen. Sie alle mußten der durchaus antichristlichen Bewegung des Arianismus von selbst zufallen, wodurch letzterer einen so bedenklichen Charakter annehmen konnte. So wurde gleich durch die erste Versündigung an einem Grundgesetz des Christenthums, daß nämlich der Glaube stets Sache freiester Ueberzeugung sein müsse und keine Gewalt vertrage, über die Kirche eine der bedenklichsten Katastrophen heraufbeschworen, die, falls es möglich wäre, das unschwer erreicht hätte, woran das Heidenthum 3 Jahrhunderte hindurch mit Feuer und Schwert vergeblich gearbeitet: die Ausrottung des christlichen Namens. Wäre diese ernste Lehre den folgenden Jahrhunderten stets mahnend und warnend vor Augen gestanden, manch bittere Erfahrung und viel herbes Leid wäre ihnen erspart geblieben. Die erleuchtetsten Männer haben denn auch stets daran festgehalten, daß jede Gewalt in Sachen des Glaubens verwerflich sei. Noch in neuester Zeit hat ein Cardinal Manning

und ein Bischof Dupanloup feierlich den Satz ausgesprochen: „Ein erzwungener Glaube ist eine vor Gott und den Menschen verhaßte Heuchelei.“*)

Noch eine weitere bedenkliche Folge knüpft sich an das aggressive Vorgehen Constantins gegen das Heidenthum. Durch den heftigen und langwierigen arianischen Glaubenskampf, der das Reich selbst in Mitleidenenschaft zog, ließ sich die Staatsgewalt auch der Kirche gegenüber in Bälde von der bisherigen objektiven und wohlwollenden Stellung abdrängen, und wiederholt zu eigenmächtigen und gewaltthätigen Eingriffen in das innerste Leben der Kirche bestimmen; Eingriffe, die von da an in der byzantinischen Kirche an der Tagesordnung blieben und allmählig sich zu dem berücktigten byzantinischen Kirchenrecht verdichteten.

In den abendländischen, namentlich den festgesiedelten germanischen Staatsgebilden gestaltete sich das Verhältniß zwischen beiden Gewalten ähnlich jenem ersten unter Constantin, zunächst als friedliches. Auf christlichem Boden entstanden und in christlicher Atmosphäre herangewachsen, schienen die germanischen Staaten mit der Kirche fast organisch verbunden. Man könnte auf sie anwenden, was Tertullian von Kaiser Antoninus sagte, wenn er ihn *lacte christiano educatus* nennt. Dieses Verhältniß schuf einen eigenartigen Zustand, man möchte ihn den Zustand kindlicher Zutraulichkeit nennen. Arglos leihen sich beide Gewalten gegenseitig Hilfe und Unterstützung, ohne ängstlich auf eigenem Gebiete Schädigung oder Beeinträchtigung zu fürchten. Wir finden Bischöfe weltliche Streitigkeiten schlichten und staatliche Angelegenheiten berathen; Könige und Kaiser sehen wir Synoden berufen, Bischöfe ja Päpste bestellen und den Kaiser zum Zeichen seiner

*) Dupanloup, Discours sur la liberté de l'enseignement supérieur. Paris 1876 p. 7.

nahen Beziehungen zur Kirche mit dem Gewande des Diacon bekleidet. Dieser Zustand konnte nun freilich nicht in allweg ein dauernder sein; es war naheliegend, daß beide Gewalten bei weiterem Fortschritt und innerem Ausbau darnach trachten werden, sich immer mehr auf die eigenen Gebiete zurückzuziehen. Wie der Staat die Justizpflege und Verwaltung, so mußte die Kirche auch das Synodalwesen, die Bestellung ihrer Oberhirten u. a. an sich zu ziehen suchen. Diese strengere Scheidung der Gebiete konnte sich jedoch als durchaus naturgemäß in völlig friedlicher Weise vollziehen. Daß es nicht geschehen, zum großen Schaden beider Gewalten, daran trägt nicht zum geringsten Theil das Absehen und Abgehen von der geschichtlichen Entwicklung die Schuld: ein einseitiges Systematisiren, wie wir es seit Ende des 11. Jahrhunderts eingeleitet und dann durch das ganze Mittelalter in Übung sehen.

Gleich bei der ersten principiellen Auseinandersetzung beider Gewalten unter Gregor VII. und Heinrich IV. finden wir auf einmal eine wesentliche Änderung in der Auffassung des beiderseitigen Verhältnisses. Der bisher übliche und signifikante Vergleich beider mit den zwei Augen am menschlichen Körper schlägt plötzlich um in jenen andern von Sonne und Mond oder Leib und Seele. Die hieraus mit Absehen von der bisherigen geschichtlichen Entwicklung gezogenen Consequenzen mußten natürlich zu Ungunsten der weltlichen Macht ausfallen. Dieses Außerrachtlassen der geschichtlichen Entwicklung war mit ein Grund, daß der an sich so nothwendige Versuch, die Kirche aus unwürdigen Banden zu lösen, einen so langwierigen und theilweise so erbitterten Kampf veranlaßte; daß dieses Außerrachtlassen aber auch verfehlt war, wird man aus dem endlichen Friedensschluß entnehmen dürfen. Nach fast 50 jährigem unheilvollem Hader langte man nemlich schließlich bei ganz anderen Ergebnissen an, als wie Gregor sie beabsichtigt und ge-

fordert hatte. Im Wormser Concordat kam das historische Moment, das anfangs schroff bei Seite geschoben worden, nachträglich wieder zur Geltung.

Im Gefolge jenes Kampfes lag noch eine andere folgenreiche Durchbrechung der historischen Entwicklung. Die innige Interessengemeinschaft von Staat und Kirche hatte allmählig die Ansicht zur Reife gebracht, daß der Kaiser auch kirchlich sacrosanct sein mußte. Wie wir den Briefen*) Gregors VII. entnehmen können, kostete es diesen keine geringe Mühe, der Anschauung Geltung zu verschaffen, daß auch der Kaiser mit dem kirchlichen Bann belegt werden dürfe, eine Aufgabe, die ihm allerdings die Charakterschwächen Heinrichs IV. wesentlich erleichterten. Nun schlug aber jene erste Ansicht in ihr Gegentheil um, daß nemlich der kirchliche Bann für den Kaiser zugleich den Verlust der Krone im Gefolge haben müsse. Was dieser Grundsatz für das staatliche und Völkerleben bedeuten sollte, zeigt uns zur Genüge die Geschichte der folgenden Jahrhunderte. Es darf als Charakteristikum für den unhistorischen Sinn des Mittelalters gelten, daß die schlimmen Folgen dieser Mißachtung der geschichtlichen Entwicklung völlig unbeachtet blieben. Sorglos schritt man kirchlicher- wie staatlicherseits auf der einmal betretenen Bahn einseitigen Systematisierens weiter. Selbst ein Friedrich Barbarossa, einer der edelsten Herrscher auf Deutschlands Kaiserthron, sollte dem unheilvollen Irrthum zum Opfer fallen. Ohne Rücksicht auf die christliche Vergangenheit glaubte er sich auf den Standpunkt des antiken Imperatorenthums stellen zu dürfen, verwickelte sich dadurch in einen Kampf, in welchem sich sein so reichbegabter Geist nutzlos verzehrte, um schließlich doch zu unterliegen.

*) Jaffé Phil. Biblioth. rer. germ. I. II. Monum. Gregor. Berol. 1865.

Trotz aller schlimmen Erfahrungen, die beiderseits gemacht wurden, wollte oder konnte man vom System nicht lassen, bis der historische Zusammenhang allmählig verloren ging und die wirkliche Geschichte sich vielfach in Legende und Sage auflöste. Dazu kamen noch polemische Schriften, die sich beiderseits vollends ins Ungemessene überstürzten, so daß Krone und Tiara zum allgemeinen Jammer und Ärger der Christenheit sich schließlich schroffer und feindlicher gegenüberstanden, als Kreuz und Halbmond. Das war nun freilich auch ein System, aber sicher nicht das richtige, wie es auch in seiner weiteren Entwicklung endlich bei einer dem historischen Ausgangspunkt diametral entgegengesetzten Forderung anlangte: völlige Trennung von Kirche und Staat. Es liegt mir ferne letzteren Grundsatz auf Ursache und Wirkung hier des genaueren zu untersuchen; ein unbefangener Blick in die Geschichte zeigt, daß er das Naturgemäße nicht sein kann. Das in mehr als einer Beziehung zutreffendste Bild für das Verhältnis von Staat und Kirche dürfte das der Ehe sein. Daß für diese aber die Trennung das Ideal wäre, könnte nur jener behaupten, der keinen Begriff vom Wesen der Ehe hat.

Die bisherige Ausführung wollte zeigen, welch schwerwiegende Folgen Unkenntnis oder Mißachtung geschichtlicher Thatfachen für Staat und Kirche haben kann. Läßt sich die Geschichte auch nicht um Jahrhunderte zurückdrängen, so könnten doch erkannte Fehler lehrreich wirken für die Zukunft. Es ist gewiß verfehlt, ja man möchte fast sagen, eine Verjüngung an Staat und Kirche zugleich, wenn heute noch das Verhältnis beider im Geiste vergangener Jahrhunderte einseitig doktrinell erörtert, dadurch ein Antagonismus geschaffen oder ein bereits vorhandener noch genährt und gesteigert wird. Will man die Vergangenheit befragen, und sie wäre oft ein verlässlicher Berather, warum bei jenen einseitigen und toten Systemen stehen bleiben

und nicht zu einer Zeit vordringen, wo noch gesundes, frisches Leben pulsiert? Eine treffliche, der historischen Entwicklung entsprechende Darlegung des beiderseitigen Verhältnisses finden wir z. B. in dem Schreiben des Papstes Calixt II. an Kaiser Heinrich V. *) „Die Kirche, die Mutter aller“, schreibt hier der Papst, „will dir, o Heinrich! gewiß nichts von deinen Rechten nehmen und ich selbst trachte nicht nach königlichem oder kaiserlichem Glanz, sondern verlange einzig Gott in seiner Kirche nach Gerechtigkeit dienen zu können. Die Kirche erhalte darum, was Christi, der Kaiser, was des Kaisers ist. Jeder Theil sei mit seinem Amte zufrieden, damit nicht jene, durch die allen Gerechtigkeit werden soll, durch gegenseitige Eifersucht sich schädigen.“ Das sind keine doktrinen Erörterungen mehr, sondern lebensvolle, wahrhaft apostolische Worte und sie gaben auch den Anstoß zu endlicher Beilegung des unseligen Investiturstreites.

Ein wichtiges, aber auch äußerst empfindliches Gebiet im Bereich historischer Forschung ist das confessionelle. Wer hier segensreich wirken will, bedarf neben eingehender geschichtlicher Kenntnisse, strengster Gerechtigkeits- und lauterster Wahrheitsliebe. Wer sie nicht besitzt, sollte den Griffel der Klio nicht entweihen; er kann die brennende Wunde nur noch schmerzlicher machen. Wer nur annähernde Kenntnis hat von dem blut- und thränenreichen Weg, den religiöse Leidenschaft die Menschheit schon geführt, der wird sorglich alles meiden, was die Wahrheit verletzen und damit die Leidenschaft erregen könnte. Die Trennung wie sie im elften Jahrhundert Orient und Occident und wieder im sechzehnten letzteren in verschiedene feindliche Religionsgenossenschaften auseinandergerissen, wurde von den Edelsten des Volkes stets als schweres Unglück empfunden. Beweis dessen sind die un-

*) Watterich, Vitae PP. II. p. 146.

gezählten Versöhnungs- und Einigungsversuche, die im Laufe der Jahrhunderte, so oft sie auch scheiterten, mit staunenswerther Ausdauer immer von neuem begonnen wurden. Und heute noch fehlt es nicht an Anzeichen, daß die Sehnsucht nach Wiedervereinigung in den christlichen Völkern keineswegs erstorben ist. Soll aber diese Sehnsucht ihrer Verwirklichung je näher gerückt werden, so wird dieß gewiß nicht durch einseitige speculative Erörterung geschehen; ein gut Theil der Arbeit wird der geschichtlichen Forschung zufallen müssen. Nur durch ruhige, vorurtheils- und leidenschaftslose geschichtliche Untersuchung und Darlegung der Differenzpunkte wird das Einigungswerk wirkliche Förderung erfahren. Hierbei muß sich freilich die Geschichtsforschung ihrer schweren sittlichen Verantwortung stetsfort bewußt bleiben. Conventionelle Vorurtheile und hundertmal widerlegte Unwahrheiten dürfen nicht leichtthin erneuert und ungeprüft weiterverpflanzt werden. Einzige Tendenz darf nur volle und reinste Wahrheit sein; sie muß den sicher führenden Leitstern bilden. Dann wird man allmählig zum gegenseitigen Eingeständnis kommen: *intra muros peccatur et extra*; dann werden aber auch nach und nach die herbsten Schroffheiten der Differenz sich glätten, manche Vorurtheile werden fallen, bis endlich beiderseits das Bewußtsein aufdämmert: „Wir sind ja Brüder.“*) So könnte der Welt in erneuter Gestalt eine Erscheinung sich bieten, wie die ersten Jahrhunderte der Kirche sie geschaut. Als die Heiden das Christenthum und die Christen einmal nach ihrem wahren Wesen kennen lernten und nicht nur nach gehässigen und unwahren Entstellungen, da begann das Mißtrauen zu schwinden und Haß wandelte sich in Verehrung und Liebe.

*) I. Mos. 13, 8.

Sollte dieses Ziel auch heute wieder erreicht werden, dann dürfte aber eine wichtige Wahrheit nicht unbeachtet bleiben, die nemlich, daß Einheit nicht Einerleiheit bedeutet; daß bei aller Einheit im Glauben, Berücksichtigung und Schonung nationaler Eigenthümlichkeiten möglich und auch geboten ist, überall, vor allem aber dem Orient gegenüber. Die Kirchengeschichte enthält ein überaus lehrreiches Kapitel, wie schwer die wahren Interessen der Kirche schon geschädigt wurden durch unzeitigen, unklugen und oft recht kleinlichen Unitarismus. Wenn dieser aber trotz aller schlimmen Erfahrungen, ja trotz gegentheiliger Mahnungen einsichtiger Männer wie eines Gregor d. G. u. a. doch immer exclusiver auftreten konnte, so ist dieß eben wieder ein Beweis für die übliche Unkenntnis und Mißachtung historischer Thatfachen, die aber deßhalb nicht weniger wahr bleiben. Es dürfte hier an die beachtenswerthen Worte eines angesehenen Theologen (Melchior Canus) erinnert werden: „non ea esse semper optima, quae placent pluribus.“*) Unsere Zeit ist wahrlich nicht dazu angethan, die Goldkronen christlicher Wahrheit in kupferner Scheidemünze auszuprägen. Die Aufgaben der christlichen Völker nach Außen und nach Innen sind heute so ernste und wichtige, daß man zu der Einsicht kommen könnte, es wäre besser gethan, nach großen Gesichtspunkten dahin zu arbeiten, daß im Herzen des Volkes Achtung vor der Religion und religiösen Überzeugung Platz greife und auf religiösem Boden mehr das Einigende als das Trennende hervorzuföhren. Wie nahe oder wie ferne wir jedoch dem Zeitpunkt stehen, wo nach der Ansicht und Sehnsucht vieler die Petrinische und Paulinische Kirche sich zur Johanneischen vereinigen, oder wie man im Mittelalter hoffte,

*) Melch. Canus, Loci theol. I. V. c. 5.

wo auf die Periode des Vaters und des Sohnes das Zeitalter des hl. Geistes folgen soll, das vermag kein Geschichtsfundiger zu sagen. Da gelten die Worte der Schrift: „non est vestrum nosse tempora vel momenta, quae Pater posuit in sua potestate.“^{*)} Eine Thatfache indeß dürfte die Nähe dieses Zeitpunktes anzeigen. Wenn der so oft und so unbarmherzig mißhandelte, fälschlich dem hl. Augustinus zugeschriebene Satz^{**)}: „in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus charitas“, wenn dieser Satz nicht mehr bloß leerer Schall, wenn er einmal wirklich Fleisch und Blut anzunehmen beginnt, dann dürfte der Zeitpunkt der Wiedervereinigung nicht mehr ferne sein. Dann wäre der beschwerlichste Theil des Weges zurückgelegt und es wäre eine neue Ausgießung des Geistes der Einigkeit, ein neues Pfingstfest des Friedens für die christlichen Völker zu erhoffen.

Es sind wichtige und folgenschwere Fragen für Kirche und Staat, für friedliches Zusammenleben der Völker, wie für gedeihliche Fortentwicklung der Menschheit, für deren richtige Lösung genauere Kenntnis der Kirchengeschichte erspriessliche Dienste zu leisten vermöchte. Unter Kirchengeschichte verstehe ich hiebei aber nicht ein trockenes, schematisches und skelettartiges Aneinanderreihen einzelner Vorkommnisse, Daten und Personen mit Kreuz und Stern versehen, etwa einem Hernhuterischen Gottesacker vergleichbar. Ich verstehe unter Kirchengeschichte auch nicht eine rein apologetisch oder einseitig polemisch gehaltene Darstellung, welche die Wirklichkeit, einem stark afficirten Auge vergleichbar, niemals in vollem Lichte zu sehen vermag. Unter Kirchengeschichte verstehe ich eine lebensvolle und wahrheitsgetreue

*) Act. I. 7.

**) Hilde Friedr., über Alter, Verf. u. des kirchl. Friedensspr.: In necessariis unitas etc. Götting. 1850. Theol. Stud. u. Krit. 1851 S. 917.

Schilderung der Vergangenheit, die uns begeistert und erfrischt durch die Thaten christlicher Selbstverleugnung und heroischen Glaubensmuthes, zugleich aber auch weise Belehrung ertheilt durch offene Darlegung von Ursachen und Folgen verkehrter Anschauungen und verkehrten Handelns; kurz eine Kirchengeschichte, die nichts Unwahres sagt, aber auch nichts Wahres verschweigt. Nur eine solche freimüthige und wahrhaftige Kirchengeschichte kann sittigenden Werth beanspruchen und wirklich segensreich wirken. Der Ansicht jener vermag ich mich nicht anzuschließen, die da glauben, der akademischen Jugend dürfte nicht in allweg die volle historische Wahrheit erschlossen werden. Es wäre wahrlich traurig bestellt mit diesen Stätten wissenschaftlichen Arbeitens, wenn ihre Jünger mit Recht in des Dichters Klage einstimmen müßten:

„Nach Wahrheit streb' ich ja allein, und diese
Gerade ist es, die man mir verhüllt!“

Es sind freilich schon Decennien vergangen, seitdem diesem selbst von uns vertretenen Grundsatz von streng kirchlicher Seite aus das Wort geredet wurde. „Wir sind“, so lese ich da,*) „wir sind vollkommen mit Döllinger und fügen wir bei mit allen einsichtsvollen und vom Geiste der Kirche erfüllten Männer einverstanden, daß es falsch und verwerflich sei, an katholischen Personen und Zuständen alle Mißstände zu verhüllen, das Messer nie an die Wunde zu setzen. Wir sind vollständig einverstanden, daß Freimüthigkeit eine wesentliche Eigenschaft des christlichen, des kirchlichen Geistes sei.“ Diese Freimüthigkeit darf nun freilich andererseits wiederum nicht darin bestehen, nur die Fehler, oder diese besonders geflissentlich oder

*) Katholik. Mainz 1861, II. 535; vgl. auch Kath. 1870, I, 291.

tendentius hervorzuführen. Vor solcher Geschichtsschreibung sollte jeden Kirchenhistoriker neben anderen Werken vor allem ein für alle Zeiten abschreckendes Beispiel bewahren, ich meine Arnolds „Unpartheiische Kirchen- und Ketzergeschichte.“

Obwohl solche und ähnlich geartete Tendenzwerke früherer Zeiten heute kaum mehr Beachtung finden, ihre Nutzlosigkeit oder besser ihre Schädlichkeit auch männiglich bekannt sein dürfte, möchte man der Kirchengeschichte doch immer wieder ähnliche Aufgaben zuweisen. Sie soll sich in den Dienst dieser oder jener Richtung stellen, für irgend eine Lieblingsmeinung ein möglichst antikes Gewand ausfindig machen, ein zuvor ausgeflügeltes Rechnungsergebnis hintennach, so gut oder so schlecht es geht, durch historische Zeugnisse approbieren. Anstatt frei und offen mit brennender Leuchte voranzugehen, den richtigen Weg zu zeigen und vor Fehlgriffen zu warnen, soll sie als dienstwillige Magd mit der Talgkerze hintennachfolgen. Könnte sich die Kirchengeschichte je zu solcher Rolle verstehen, so hätte sie damit ihre Existenzberechtigung verwirkt, der Sache der Wissenschaft aber, und diese ist auch die der Kirche, den allerschlechtesten Dienst erwiesen. Nicht selten, so gerade in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, ist die Kirchengeschichte die Bannerträgerin einer besseren Zeit geworden, hat für kirchliches und wissenschaftliches Leben eine Zeit der Blüthe inaugurirt, der wir uns mit Stolz und Freude erinnern. „Erinnern“ muß ich sagen, denn es bedarf keiner zu scharfen Beobachtungsgabe um zu sehen, daß zwischen der heutigen theologischen Wissenschaft und jener vor noch drei Decennien ein nicht unmerklicher Unterschied obwaltet. Damals überall freundiges, frisches, reges und selbstständiges Forschen und Arbeiten, heute vorherrschend starres, ängstliches Anschließen an längst verschwundene Zeiten und möglichstes Perhorrescieren selbstständiger Thätigkeit. Während man den schlimmen Zeitgeist sorglich

zu bannen sucht, scheint gerade die Theologie am schlimmsten Übel unserer Tage, der Nervosität, zu franken. Sobald ein neuer oder selbstständiger Gedanke sich zeigt, fühlen wir ein nervöses, fieberhaftes Zittern durch die theologische Welt gehen. Als empfehlenswerthe Eigenschaft neuer Werke finden wir nicht selten gerühmt, nicht etwa daß der Autor den schwierigen Gegenstand mit Verstandesschärfe verarbeitet, ihm neue Gedanken abgerungen und die Erkenntniß weiter gefördert, nein, vielmehr daß er aus eigenem Ingenium wenig oder nichts hinzugethan, sondern nur ex probatissimis autoribus geschöpft habe. Als ob es Aufgabe der Wissenschaft wäre, frühere Werke zu copieren oder zu compilieren, die eigenen von Gott verliehenen Geistesgaben aber möglichst zu unterdrücken; als ob der unendliche Born göttlicher Wahrheit längst erschöpft und man nie etwas von einer Perfektivität des Christenthums gehört hätte. Fast möchte man glauben, das Kriterium kirchlicher Rechtgläubigkeit wäre starre Schultradition und einseitigste Schuldressur. Die Kirchengeschichte jedoch gibt uns andere Lehren, sie zeigt, daß keine Schule für sich, daß kein, auch noch so hochstehender Autor allein norm- und maßgebend sein kann, daß die Theologie stets auf den verschiedensten Wegen in den unergründlichen Schacht göttlicher Wahrheiten einzudringen suchte, daß die Geistesheroen vergangener Tage wohl auch auf den Werken der Vorgänger fußten, daß sie aber die Perlen durch eigene Geistesarbeit immer wieder neu und glänzender zu fassen verstanden.

Während einerseits die Vertheidiger des christlichen Glaubens mit Pfeil und Bogen bewehrt gegen die mit den besten Waffen der Neuzeit ausgerüsteten Gegner anrücken, hält man andererseits dafür, ein möglichst bescheidenes Maaß von Kenntnissen wäre ausreichend im Dienste der Kirche. Wir mußten das Unglaubliche erleben, daß im Heimathlande der Mauriner-

Congregation für ein »système des médiocrités« Stimmen verlaublichen*), ja selbst daß diesseits der Vogesen für solches und was damit zusammenhängt Sympathien sich regen konnten. Mit solchen Richtungen und Anschauungen nun kann eine ernste Kirchengeschichte niemals sympathisieren, so viele Gegner sie sich deßhalb auch schaffen sollte, weil sie weiß, wie schwer hiedurch an den heiligsten Interessen und gegen den wahren Geist der Kirche gesündigt wird. Von Anfang an suchten die Christen in ausgedehntestem Maße Herr der Wissenschaften zu werden, entsprechend der apostolischen Mahnung: „Seid allezeit bereit, Jeglichem Rechenschaft von eurer Hoffnung zu geben.“**) Eindringlich mahnt Clemens von Alexandrien († ca. 217) zur Erwerbung der ausgebreitetsten Kenntnisse, „da solche zur Empfehlung der Wahrheit beitragen.“ Schon Ende des 4. Jahrhunderts konnte der Heide Libanius klagen, daß, nachdem die übrigen Wissenschaften bereits zu den Christen übergegangen, nun auch noch die Rhetorik in Chrysostomus ihren Meister gefunden habe. Im Mittelalter aber war die Wissenschaft und zwar in allen ihren Zweigen so sehr ein fast ausschließliches Vorrecht der Diener der Kirche, daß clericus und Gelehrter identische Begriffe waren, woran uns heute noch das englische Wort clerk erinnert. Wir vertrauen zuversichtlich zu dem guten Geist des deutschen Volkes, daß es sich seinen wissenschaftlich gebildeten Clerus nie wird entreißen lassen, daß Ideen, wie oben berührte, in Deutschland nie werden zu maßgebendem Einfluß kommen können. Dem oft gebrauchten eigenthümlichen Argument gegenüber aber, daß die Kirche vor allem frommer und nicht gelehrter Priester bedürfe, möchten wir doch

*) Vgl. Lit. Rundschau. Freiburg 1881. S. 1 ff.

**) I Petr. XV, 14.

daran erinnern, daß die Pharisäer nach eigener und anderer Meinung*) wahrlich fromm genug waren, dennoch aber von Christus das Urtheil erfahren mußten: „Lasset sie, sie sind Blinde und Führer von Blinden.“**)

„Freimüthigkeit ist eine wesentliche Eigenschaft des christlichen, des kirchlichen Geistes“ und vor allem der Kirchengeschichte nothwendig zu ge= deihlichem Wirken. Diese Freimüthigkeit aber gedeiht nur unter der Sonne der Freiheit und diese findet die Kirchengeschichte in erster Linie an der Universität. Die Universität hat von ihrem ersten Anfang an ein reiches Maaß freier Bewegung für sich und ihre Schutzbefohlenen in Anspruch genommen und auch bereitwilligst zugemessen erhalten. Das sah man kirch= licher= wie staatlicherseits wohl ein, daß auf wissenschaftlichem Gebiete Gewalt und Zwang nur giftige Früchte reifen können, denn Wahrheit läßt sich nicht befehlen, Irrthum nicht verbieten. „Nur durch die Freiheit“, sagt ein hervorragender Theologe unseres Jahrhunderts, einstens leider nur zu kurz eine Zierde dieser Hochschule, Joh. Adam Möhler***), „nur durch die Freiheit kann die Wissenschaft zur Erkenntnis der Wahrheit vordringen. Äußere Fesseln erzeugen in der Wissenschaft Oberflächlichkeit und Sophisterei. Wer je mit selbstständig forschendem Geiste in das innere Heiligthum der Wissenschaft eingedrungen, der weiß, welche Selbstverleugnung, Aufopferung der Willkür und Hingebung alles bloß persönlichen Interesses sie verlangt und ganz ihren innern Gesetzen sich zu überlassen gebietet.“ Gilt dieß von jeder, so nicht in letzter Linie von der theologischen Wissenschaft. Nur solange sie unter obigen Bedingungen leben kann, wird sie Dauerndes zu

*) Luf. XVIII, 11 f. Marc. II, 18.

**) Matth. XV, 14.

***) Gesammelte Schr. u. Ausg. Regensb. 1839 I. 280.

schaffen vermögen, wie sie auch ihre schönste Blüthezeit unter dem freiheitlichen Schutz der Universität erlebte. Zu Tausenden wallten einstens wissensdurstige Männer hin zu diesen Stätten geistigen Forschens und Arbeitens, um dann das dort entzündete Feuer brennend zu erhalten, die in sie gelegten Keime zu herrlicher Blüthe und reicher Frucht zu entfalten.

Die Universität ist nemlich nicht nur Schule, wenigstens soll sie es nicht bloß sein, sondern, und hiedurch unterscheidet sie sich wesentlich von andern Lehranstalten, auch Stätte der Wissenschaft d. h. wissenschaftlichen Arbeitens für Lehrer und für Schüler. Auch Letztere sollen zu eigener produktiver Thätigkeit angeleitet werden. Der akademische Lehrer darf nicht nur ein bestimmtes Maaß von Kenntnissen parat, oder wenn ich mich kaufmännisch ausdrücken soll, auf Lager halten, um sie den Schülern anzubieten. Will er anregend und fruchtbringend wirken, so muß er stetsfort selbst forschen und arbeiten, dabei aber auch seinen Schülern Einblicke in die Werkstätte seines geistigen Schaffens verstatten. Es soll in den Studierenden nicht nur eine bestimmte Menge von Kenntnissen wie in geistigen Magazinen aufgespeichert, sondern in ihnen eine Quelle eigenen Geisteslebens eröffnet werden. Dieß wird aber nicht dadurch erreicht, daß man dem Geiste eine wenn auch noch so große Menge von Kenntnissen einprägt. Wenn ich in eine Cisterne noch so viel Wasser gieße, sie wird doch nie zur sprudelnden Quelle werden. Der Geist muß vielmehr zu eigenem Denken und Arbeiten angeregt werden und das bezweckte von ihrem ersten Anfang an die Universität und wußte dieser ihrer Aufgabe unter allem Wechsel der Zeitverhältnisse stets treu zu bleiben. Heute sucht der akademische Lehrer seinen Schülern vor allem in den verschiedenen Seminarien näher zu treten, um sie zu eigener geistiger Thätigkeit anzuregen und anzuleiten. Die fortwährende

Mehrung und bessere Ausstattung dieser Seminarien wird wohl als bestes Zeugniß für die erspriessliche Thätigkeit unserer heutigen Universität auf diesem Gebiete angesehen werden dürfen.

Der wichtigen Doppelaufgabe der Universität: Forschen und Unterrichten, haben auch die theologischen Facultäten stets gerecht zu werden gesucht und in beiden Richtungen nach Ausweis der Geschichte Großes geleistet. Allein es scheint sich ein bedenklicher Wechsel der Zeiten zu ihren Ungunsten vollziehen zu wollen. „Das Einst und Jetzt“ ihrer wissenschaftlichen Stellung bietet ein gerade nicht erfreuliches verändertes Bild. Einst bildeten die theologischen Facultäten bei Erörterung theologischer Fragen und Entscheidung strittiger Punkte eine gern und nicht selten erfolgreich angerufene Instanz. Die Geschichte weist uns nicht wenige solcher Fälle auf, selbst bis herein in unser Jahrhundert. Heute sind sie selbst und ihre Leistungen einer freiwillig, deßhalb aber oft um so engherziger geübten Censur unterstellt, und die meisten lassen sich dieselbe gutwillig gefallen, wiewohl es sich hiebei zugestandenermaßen nicht um Beurtheilung der Richtigkeit wissenschaftlicher Fragen, sondern mehr um Approbation der Richtung handelt. Richtungen aber darf sich ernstes wissenschaftliches Forschen nicht unterwerfen, denn hier soll einzige Richtung die Wahrheit sein. Zeitrichtungen aber und wären sie noch so verbreitet, können auf unwahrem Untergrunde ruhen, wie uns die Geschichte hiefür sprechende Beweise liefert. Gab es ja doch einstens eine allgemein herrschende Richtung, wornach es für unfirchlich galt, an den grausen Hexenwahn nicht zu glauben, deßhalb verfaßte der edle Spee seine *cautio criminalis anonym*. Welch ein Glück, wenn eine unabhängige Wissenschaft damals den richtigen Weg gebahnt hätte! Man lasse darum ernster Wissenschaft ihre freie Bewegung; Verirrungen aber werden am besten

durch ernste Forschung und stichhaltigere Beweise überwunden, denn „das beste Mittel schlechte Bücher unschädlich zu machen“, sagt Möhler, „besteht darin, daß man gute schreibt.“ Noch sind die Gelehrten nicht ausgestorben, die einem Leibnitz ähnlich, durch all ihr wissenschaftliches Wirken den Glauben nicht zu beseitigen, sondern zu rechtfertigen trachten. Kleinliche Bevormundung wissenschaftlichen Arbeitens aber kann nur schädlich wirken und ernste Schaffensfreudigkeit lähmen. Auf solche Bestrebungen möchte ich des Dichters Worte anwenden:

„Kärglich uns die Luft zu messen,
Seid ihr krämerhaft geschäftig;
Doch die breite Brust des Sachsen,
Athmen will sie tief und kräftig.“ *)

* * *

Nach Anordnung und Wunsch des erlauchten Stifters unserer Alma Mater soll die Eröffnungsrede des jeweiligen Rektors in besonderer Weise an die Studierenden der Hochschule gerichtet sein. Es seien mir daher noch einige Worte an Sie, meine verehrten jungen Freunde! verstattet. Was immer Gegenstand Ihres speciellen Studiums, Ihres Forschens und Arbeitens sein mag: ob Sie sich in die Tiefen eigentlich göttlicher Wissenschaft versenken; ob Sie die Quellen, Geschichte, Wesen und Anwendung des Rechtes studieren; ob Sie den Staat oder die ganze menschliche Gesellschaft bis in die letzten Lebensregungen verfolgen; ob Sie den Körper des Menschen in Atome zerlegen oder die Gesetze seines Geistes und seiner

*) Weber F. W., Dreizehnlinden.

Sprache erforschen; ob Sie die unendlichen Bahnen der Himmelskörper ausmessen oder die vielverschlungenen Gesetze der Natur zu ergründen suchen, überall wird Ihr denkender Geist auf eine wunderbare Gesetzmäßigkeit stoßen, die mit Nothwendigkeit einen allweisen Gesetzgeber voraussetzt; überall wird Ihnen ein Letztes Unendliches entgegentreten. Dieses Letzte Unendliche finden Sie darum auch an der Stirne Ihrer Matrifel als Deus Optimus Maximus: Er ist Ausgangs- und Zielpunkt alles menschlichen Wissens und Schaffens. Je tiefer Sie sich in die Wissenschaft versenken, desto klarer werden Sie sich der Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit des eigenen Ich bewußt werden und damit das tröstende Gefühl der Abhängigkeit von einem höchsten Wesen empfinden. Gerade dieses Gefühl der Abhängigkeit, dieser religiöse Sinn ist es vor allem, meine jungen Freunde! der wenn richtig gepflegt, Ihnen Kraft zu ernster, ausdauernder Pflichterfüllung zu geben vermag. Die Wissenschaft, der zu dienen Sie hieher gekommen, ist eines der edelsten irdischen Güter; allein dieses Gut kann weder ererbt, noch gekauft, es kann nur durch eigene angestrengte Thätigkeit erworben werden. Dieser Thätigkeit mit Aufopferung sich hinzugeben, mag Sie zunächst wohl die Rücksicht auf das eigene Ich bestimmen: Die Hoffnung auf eine künftige Lebensstellung; Aussicht auf Ehre und Auszeichnung. So berechtigt derartige Beweggründe auch sind, so stark die Kraft des Egoismus sich auch oft erweisen mag, glauben Sie, meine Freunde! daß sie allein ausreichen wird, das erstrebte Ziel auch wirklich zu erreichen? Sind Sie sicher, daß nicht noch andere, stärkere egoistische Beweggründe auf Sie eindringen und schließlich auf ganz andere Bahnen als die ernster Arbeit und Anstrengung zerren könnten? Und erst im sturmbelegten Leben, in einer schwierigen, verantwortungsvollen Stellung! Wer da keinen verlässlicheren Führer hätte, als

das eigene, unbeständige Ich, der wäre wahrlich nicht gut berathen. Wir müssen darum, meine Freunde! zu einem höheren Leben emporsteigen, zu einem Leben, das zu leben auch der Mühe lohnt, zu einem Leben, das eine verlässlichere Unterlage hat, dessen Ziel und Ende der höchste, allheilige Gott ist. Möge darum der Deus Optimus Maximus, unter dessen Auspicien Sie in das akademische Leben getreten, Ihren Augen nie entschwinden! Er allein kann in ernsten, schweren Stunden Ihnen Halt und Stütze sein, wie Er in überwältigender Freude Maaß und Ziel setzen wird.

Als Mitglied der theologischen Facultät sei es mir noch verstattet, einige Worte an Sie zu richten, verehrte Candidaten des Priestertums! Sie wollen sich einer Religion als Diener weihen, die wie keine andere für die universitas nationum bestimmt ist, darum bedürfen Sie aber auch mehr als andere einer universitas litterarum, einer allseitigen, gründlichen geistigen und wissenschaftlichen Durchbildung. Ehe sie die äußeren Weihen empfangen, sollen Sie die innere Weihe des Geistes, die Weihe wahrer Wissenschaft und ungekünstelter Frömmigkeit schon erlangt haben. Die höchste Aufgabe eines Verwalters göttlicher Wahrheiten muß sein, keiner geistigen Kraft unebenbürtig zu sein, dann können Sie auf gesegnete Thätigkeit hoffen. Aufrichtige wissenschaftliche Durchbildung wird Sie vor allem vor den Fehlern bewahren, die Ihrem dereinstigen Wirken am meisten hindernd im Wege stehen könnten: Selbstsucht, Unklugheit, Engherzigkeit und Unduldsamkeit. Die Fälle sind nicht selten, daß wahrhaft erleuchtete, im ächten Geiste des Christenthums wirkende Priester, selbst die von der Kirche und der Religion Abgewandten zu ernster Einker in sich selbst zu vermögen wissen, während unkluge, selbstsüchtige und unerleuchtete Männer die eigenen Glaubensgenossen verletzen und von sich stoßen. Bis in die

neueste Zeit ist den an den Universitäten zu München, Tübingen, Würzburg, Bonn, Münster, kurz an den deutschen Hochschulen gebildeten Theologen stets das Lob ernsther Wissenschaftlichkeit und aufrichtiger Berufstreue gespendet worden.

Solche Männer möchte unsere Hochschule heute noch ins Leben hinausjenden zum Wohle von Staat und Kirche. Die Ludovico-Maximilianea gibt sich der Hoffnung hin, daß Sie, verehrte Candidaten! die Fahne, die stets mit Ruhm geweht, auch fernerhin hochhalten werden, daß sie auf Sie die Worte des Apostels anwenden könne: *Vos estis spes nostra, gaudium et corona gloriae.* Ihr seid unsere Hoffnung, unsere Freude und unser Ruhmesfranz. "*)

Meine verehrten jungen Freunde! Ich hätte in dieser weihervollen Stunde Ihnen noch so vieles, vieles dringend ans Herz zu legen, denn ich möchte Sie alle, alle ohne Ausnahme, für sich glücklich und andere beglückend zum Heil und Wohl von Vaterland und Kirche von hinnen wieder scheiden sehen; allein es mangelt mir Zeit und Sprache. So fasse ich denn alle meine Gedanken und Gefühle, die mich zur Stunde befeelen, in Ein Wort zusammen, in ein Wort, das viele aus Ihnen von zarter Kindheit an so oft von hl. Stätte ertönen hörten, es lautet:

Sursum corda! Aufwärts die Herzen!

*) I. Tess. II, 19.